

# Was heißt eigentlich Krise?

*Joris Steg*

## 1. Einleitung

Im Jahr 1973 veröffentlichte Jürgen Habermas in der Zeitschrift *Merkur* einen Aufsatz mit dem Titel »Was heißt heute Krise? Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus« (1973a).<sup>1</sup> Diese Frage erweist sich als komplex, überaus aktuell und beinhaltet doppelten Klärungsbedarf: Denn bevor die zeitdiagnostische Dimension, was Krise *heute* heißt, beantwortet werden kann, muss geklärt werden, was Krise *grundsätzlich* heißt.

Nun existiert weder eine allseits anerkannte Definition des Krisenbegriffs noch ein allgemeingültiges Verständnis über Entstehungsbedingungen, Ursachen, Abläufe und Auswirkungen von Krisen. Ebenso wenig ist selbstverständlich und selbsterklärend, welche Folgen und Konsequenzen Krisen haben und wie Krisen folglich zu bewerten sind. Es ist nämlich durchaus umstritten, ob Krisen ausschließlich negative Ereignisse und dysfunktionale Entwicklungen darstellen, ob sie normale gesellschaftliche Phänomene sind oder gar positiv und als Chance zu interpretieren sind, weil sie das Potenzial besitzen, eine kritische Lage zu überwinden und neue Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen.<sup>2</sup>

Habermas, der mit seiner Analyse der Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus darauf hinweisen wollte, dass auch im sozialdemokratisch regulierten Kapitalismus noch regelmäßig Krisen auftreten, verweist mit seiner

---

1 Der Aufsatz basiert auf dem im selben Jahr publizierten Buch »Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus« (Habermas 1973b) und wurde drei Jahre später erneut in »Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus« (Habermas 1976) abgedruckt.

2 Häufig wird dabei Bezug genommen auf das chinesische Schriftzeichen für Krise, das aus dem Ausdruck für Gefahr bzw. Risiko und dem für Gelegenheit bzw. Chance besteht.

Frage auf den Umstand, dass Bedeutung, Sinngehalt und Assoziationsgegenstände von Krise in Abhängigkeit von Zeit und Ort variieren können. Krisendefinitionen, -diagnosen, -perzeptionen und -rezeptionen sind immer abhängig vom politischen, sozialen, kulturellen und historischen Kontext und können sich daher erheblich voneinander unterscheiden. Da Krisen also diskursive und gesellschaftlich konstruierte Phänomene sind, ist das, was als krisenhaft gilt, »nicht ein für alle Mal definierbar, sondern abhängig von den jeweiligen Relevanzkriterien, und diese unterliegen historischem Wandel und sind kulturell unterschiedlich« (Nünning 2013: 125). Allerdings gibt es bei aller Kontext-, Orts- und Zeitgeistabhängigkeit gleichwohl eine krisenimmanente Konstante: Krisendiagnosen haben in der Moderne faktisch eine permanente Konjunktur. Aus der Perspektive der modernen Subjekte leben wir beständig in Krisenzeiten.<sup>3</sup> Die Bezeichnung Krise scheint die »Grundstimmung einer Epoche« (Prisching 1986: 15) auszudrücken. Wegen der Universalität und der Ubiquität des Krisenbegriffs war der Historiker Reinhart Koselleck der Ansicht, dass sich die Krise »zur strukturellen Signatur der Neuzeit« entwickelt habe (1982: 627).

Der Krisenbegriff verfügt über eine einmalige semantische Vieldeutigkeit und auffällige Anschlussfähigkeit. Darüber hinaus bietet die Rhetorik der Krise ein »Dramatik und dräuendes Unheil suggerierendes Erklärungsmuster« (Grunwald, Pfister 2007: 7). Was als Krise etikettiert wird, macht alarmierend auf gesellschaftliche Problemlagen aufmerksam. Dadurch begründet der Krisenbegriff seinen Status als alltagssprachliches und wissenschaftliches Leitmotiv der Moderne.

Vor diesem Hintergrund diskutiere ich, was Krise grundsätzlich heißt, und frage nach der Rolle und dem Stellenwert des Begriffs innerhalb der Soziologie. Dazu werde ich zunächst die Begriffs- und Bedeutungsgeschichte von Krise in der und für die Soziologie beleuchten, bevor ich im dritten

---

3 Aktuell bestimmt die Corona-Krise den politisch-medialen, wissenschaftlichen und alltäglichen Diskurs. Vor Corona war die Klimakrise das medienbeherrschende Phänomen. In den vergangenen beiden Jahrzehnten sahen wir uns mit der so genannten Flüchtlings- und Migrationskrise, mit der Banken-, Finanz- und Wirtschaftskrise, der Staatsschulden- und Eurokrise, der Krise der Demokratie, der (Volks-)Parteien und der Repräsentation, der Krise des Sozialstaats, mit der Medienkrise, der Bildungskrise und der demographischen Krise konfrontiert. Hinzu kommen humanitäre Krisen sowie innergesellschaftliche bzw. zwischenstaatliche Konflikte und Kriege, die als Krisen wahrgenommen werden. Nicht zu vergessen schließlich Beziehungs-, Ehe- oder Familienkrisen und individuelle Krisen wie Depression, Burnout oder Midlife-Crisis. Beständig befinden sich einzelne Wirtschaftsbranchen oder Unternehmen in einer Krise, Sportler\*innen und Sportvereine wiederum wissen von Form- oder Ergebniskrisen zu berichten.

Kapitel auf die Probleme hinweise, die ein Verständnis von Krisen als Normalität oder als Gesellschaft selbst aufwirft. Anschließend werde ich im vierten Kapitel auf grundsätzliche Schwierigkeiten und Grenzen bei der Definition des Krisenbegriffs eingehen und im fünften Kapitel schließlich Konturen eines soziologischen Krisenverständnisses vorstellen, ehe ich abschließend an die Rolle der Soziologie als Krisenwissenschaft erinnere.

## 2. Der Krisenbegriff und die Soziologie

Der Krisenbegriff hat eine lange Tradition, die bis in die griechische Antike zurückreicht. Der etymologische Ursprung des Wortes liegt im griechischen Substantiv *krísis*, das Streit, Urteil, Unterscheidung, Entscheidung oder Wendepunkt bedeutet, und im komplementären Verb *krínein*, das übersetzt prüfen, trennen, scheiden, auswählen, entscheiden, streiten oder kämpfen heißt. Neben dem Gebrauch im politischen, juristisch-forensischen, theologischen Kontext wurde Krisis insbesondere im medizinischen Zusammenhang verwendet und bezeichnete die finale Phase des Krankheitsprozesses mit der Wendung zu Gesundung oder Sterben. Insgesamt zielte Krisis ursprünglich »auf eine endgültige, unwiderrufliche Entscheidung. Der Begriff implizierte zugespitzte Alternativen, die keine Revision mehr zuließen: Erfolg oder Scheitern, Recht oder Unrecht, Leben oder Tod, schließlich Heil oder Verdammnis« (Koselleck 2006: 204).

Die Krise mag zwar eine »permanente Struktur der *conditio humana*« darstellen (Ricœur 1986: 53), als Kategorie gesellschaftlicher Selbstwahrnehmung, als »Medium der Selbstreflexion« (Steil 1993: 12) und als wissenschaftliche Analysekategorie ist Krise jedoch ein Phänomen moderner Gesellschaften. Seit dem 17. Jahrhundert entwickelt sich der Begriff sukzessive »zum zentralen Interpretament sowohl für die politische wie für die Sozialgeschichte« (Koselleck 2006: 206), indem das Krisenverständnis zunächst auf die politische und später auch auf die ökonomische und soziale Entwicklung bezogen wird.

Jean-Jacques Rousseau war der erste Theoretiker, der den Krisenbegriff in einem modernen Sinn verwendete und Krisen mit politisch-sozialen Revolutionen in Verbindung brachte. Rousseaus Betrachtungen markieren eine Zäsur, weil er mit Krise nicht nur die Alternative zwischen Katastrophe und Gesundung im Sinne einer Rückkehr zur alten Ordnung meinte, sondern

damit auch die Revolution als Möglichkeit von etwas Neuem und einer besseren und höheren gesellschaftlichen Ordnung assoziierte. Im Zuge der Amerikanischen und der Französischen Revolution verbreitete sich diese Auffassung und der Krisenbegriff bezog sich nunmehr auf folgenreiche gesellschaftspolitische Entscheidungssituationen.

Die semantische Expansion des Krisenbegriffs erfolgte zwar über den politischen Sprachgebrauch, doch seit dem 19. Jahrhundert repräsentierte insbesondere der ökonomische Krisenbegriff eine neue Alltagserfahrung und dehnte den Assoziationsraum von Krise weiter aus. Wirtschaftskrisen waren zu dieser Zeit freilich kein neues Phänomen, allerdings änderten sich mit der Durchsetzung des modernen Kapitalismus Logik und Struktur sowie Häufigkeit und Erscheinungsform ökonomischer Krisen – und damit auch deren gesellschaftliche Wahrnehmung und wissenschaftliche Analyse. Vor allem Karl Marx und Friedrich Engels bezogen Krise auf die ökonomische Entwicklung und entwickelten den ersten »sozialwissenschaftlichen Begriff von Systemkrise« (Habermas 1973a: 346). Marx und Engels analysierten Krisen als strukturelles Merkmal kapitalistischer Gesellschaften und führten deren Ausbruch auf die kapitalistischen Bewegungsgesetze selbst zurück.

Neben den periodisch wiederkehrenden Wirtschaftskrisen trug die tiefgreifende Transformation der Gesellschaften im 19. Jahrhundert zum Bedeutungsgewinn des Krisenbegriffs für die Beschreibung gesellschaftlicher Zustände bei und forcierte die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Krisenbegriff. Er schien besonders geeignet für die Charakterisierung der unsicheren, dynamischen und offenen gesellschaftlichen Entwicklung, die sich aus der kapitalistischen Durchdringung von Wirtschaft und Gesellschaft ergab und sich unter anderem in ökonomisch-sozialen Folgen der Industrialisierung, Urbanisierung, der Gründung politischer Vereine, Parteien und Gewerkschaften oder in der fortschreitenden Demokratisierung von Staat und Gesellschaft und ersten Ansätzen sozialstaatlicher Leistungen manifestierte.

Es verwundert daher nicht, dass sich genau zu jener Zeit die Soziologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin herausbildete. Die Soziologie ist »aus dem Geist der Krise« entstanden (Repplinger 1999). Mehr noch: Die Soziologie hat sich historisch als Krisenwissenschaft konstituiert und etabliert, sie entstand als Wissenschaft, die sich explizit mit Krisen, deren Ursachen, Verläufen und Folgen beschäftigen sollte. August Comte bezog den Begriff der Krise auf die gesellschaftliche Entwicklung und etablierte damit

eine neue wissenschaftliche Disziplin. Angesichts der fundamentalen gesellschaftlichen Erschütterungen sowie der tiefgreifenden Umbruchs- und Wandlungserscheinungen in modernen Gesellschaften hielt er eine Wissenschaft von der Krise für nötig, und dieser Wissenschaft gab er den Namen Soziologie. Seitdem stellen Krisen ein zentrales Forschungsfeld der Soziologie dar, wie die Arbeiten von Marx und Engels, Durkheim oder Weber exemplarisch zeigen, die aus unterschiedlichen Perspektiven die Krisenhaftigkeit, Dysfunktionalitäten und Pathologien moderner Gesellschaften analysierten.

Bislang hat sich trotz des funktionalen und identitätsstiftenden Bezugs von Krisen und Krisendiagnosen für die Soziologie kein einheitliches Verständnis von Krise herausgebildet. »Offensichtlich verfügt die professionelle Soziologie gegenwärtig über keinen Krisenbegriff, der es ihr ermöglichen würde, die im Gange befindlichen Umbrüche zu deuten« (Dörre 2015: 89). Generell zeige bereits ein Blick in soziologische Lexika und Handbücher, »dass die Kategorie der Krise, wenn überhaupt, so allenfalls am Rande vorkommt. Und dort, wo sie auftaucht, handelt es sich nicht um einen Schlüsselbegriff soziologischer Analyse« (ebd.: 89 f.). Selbst der 2014 in Trier abgehaltene Kongress der Deutschen Gesellschaft der Soziologie, der unter dem Motto »Routinen der Krise – Krise der Routinen« das Phänomen Krise aus verschiedenen soziologischen Blickwinkeln thematisierte, »dürfte daran vorerst wenig ändern«, so Dörres bislang zutreffende Prognose (ebd.: 89), auch wenn es sich um einen gängigen und ausgiebig verwendeten Ausdruck soziologischer Analyse handelt.<sup>4</sup>

### 3. Krise als Normalität oder als Gesellschaft?

Moderne und Krise scheinen unauflöslich miteinander verbunden zu sein. Bisweilen werden Krisen daher als Dauer- oder Normalfall angesehen, mithin wird – auch innerhalb der Krisenwissenschaft Soziologie – Krisen und Krisendiagnosen gar die analytische Tauglichkeit und gesellschaftliche Rele-

---

<sup>4</sup> Preunkert (2011) hat mithilfe des *Social Science Citation Index* untersucht, wie sich die Verwendung des Krisenbegriffs im Titel von sozialwissenschaftlichen Publikationen zwischen 1960 und 2010 entwickelt hat. Dabei stellt sie fest, dass es insbesondere seit Ausbruch der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise 2007 einen signifikanten Anstieg gegeben hat – und zwar von knapp über 400 Nennungen im Jahr 2006 auf fast 1.200 im Jahr 2010. Dieser Trend dürfte sich seither verstärkt fortgesetzt haben.

vanz abgesprochen. Krise wird durch andere Begriffe ersetzt oder mit Gesellschaft überhaupt gleichgesetzt. »Wie in einem unbeabsichtigten perversen Effekt kommt bei ständigen Krisendiagnosen nach und nach heraus, dass es sich gar nicht um Krisen handelt, sondern um die Gesellschaft selbst«, meinte etwa Niklas Luhmann (1991a: 148) und verzichtete folglich in seiner Systemtheorie praktisch komplett auf die Kategorie Krise. Zudem führte auch der Erfolg und Einfluss von Ulrich Becks Zeitdiagnose der »Risikogesellschaft« (1986) dazu, dass der Krisenbegriff in der Soziologie immer mehr durch den Begriff des Risikos ersetzt wurde (Luhmann 1991b, Bonß 1995).

Wer den Begriff der Krise verwendet, interpretiert sie häufig als Normal- und Dauerzustand. So ist etwa Armin Nassehi der Ansicht, dass der Ausnahmezustand mittlerweile der Normalfall und die Moderne insgesamt ein »Kind der Krisenerfahrung« sei (2012: 35). Für Andreas Reckwitz befinden sich moderne Gesellschaften strukturell »im Modus der Dauerkrise«, denn »die Krise ist ihr Normalzustand« (2018: 437; 2020: 45). Und laut Gerhard Schulze lässt sich die Moderne insgesamt als »Krisenkultur« und der Mensch in der Moderne dementsprechend als »Krisenwesen« charakterisieren (2011: 43, 37).

Auch wenn Krisen fester Bestandteil der Moderne sind und eine Krise durchaus über einen langen Zeitraum andauern mag, führt die Interpretation von Krisen als Dauer- oder Normalzustand analytisch in eine Sackgasse. Das Dramatische von Krisen gerät außer Acht und Krisen werden bagatellisiert, wenn sie als immer passende Allerweltskategorie oder als Normalzustand betrachtet werden. Werden sie gar eskamotiert – denn wenn immer alles nur die Gesellschaft selbst ist, ist nichts Krise –, könnten gesellschaftliche Phänomene wie zuletzt die Corona-Pandemie mit ihren gesundheitlichen, politischen, ökonomischen, sozialen und sozialpsychologischen Folgen kaum wissenschaftliche Aufmerksamkeit erlangen. Wäre die Krise identisch mit Normalität oder auch, wie jetzt im Zusammenhang mit der Pandemie überall zu hören ist, als »neue Normalität« aufzufassen, würde dem Begriff zudem die notwendige Offenheit für die weitere Entwicklung fehlen, die sich als Abweichung vom vermeintlich vorgegebenen Pfad ausdrückt.

Mit dieser Krisen innewohnenden Differenz zur Normalität ist ein wichtiger Aspekt für eine Definition der Krise genannt, denn es geht bei Krisen stets um »Abweichungen des betroffenen Organismus von seinem Sollzustand, dem Normalzustand« (Habermas 1973a: 345). Jede Krise ist eine zeitlich begrenzte nicht-normale, nicht-gewollte, nicht-intendierte und nicht-geplante Ausnahmesituation. Krisen können daher als normale Anomalien interpretiert werden (Steg 2020).

#### 4. Schwierigkeiten und Grenzen bei der Definition des Krisenbegriffs

Bevor der Krisenbegriff jedoch näher bestimmt wird und Konturen eines soziologischen Krisenbegriffs vorgestellt werden, will ich auf Probleme und offene Fragen bei der Definition hinweisen. Der Krisenbegriff »ist sowohl anschlussfähig wie anschlussbedürftig, sinnpräzisierend aber auch sinnsuchend« (Koselleck 1982: 649). Durch die Inflationierung und Diversifizierung der Krisenmetapher läuft der Begriff Gefahr, zu einem beliebigen und unpräzisen *catch-all-term* ohne Aussagekraft zu degenerieren. Durch die Entgrenzung seines Gegenstandsbereichs und seine semantische Pluralität droht der Begriff an Schärfe, Genauigkeit und Kontur zu verlieren – und damit als wissenschaftliche Analysekategorie unbrauchbar zu werden.

Die Feststellung, dass sich Krisen stets auf die Abweichung von einem als normal deklarierten Zustand beziehen, zieht natürlich unmittelbar die Schwierigkeit nach sich, Normalität und Abweichung empirisch und theoretisch bestimmen zu müssen. Und selbst wenn geklärt sein sollte, was das Normale ist, erschließt sich daraus nicht automatisch, wann genau eine Abweichung von dieser Normalität vorliegt, die als krisenhaft zu bezeichnen ist. Die Frage nach den kritischen Schwellenwerten und Maßstäben für Krisen sowie nach der empirischen Messbarkeit und theoretischen Begründung von Krisen »ist eine der ungelösten, theoretisch abstrakt vielleicht auch nicht vollends lösbaren Fragen der Krisentheorie« (Merkel 2015: 474). Wann für ein Ereignis oder für eine Entwicklung die Klassifizierung als Krise gerechtfertigt ist, ab wann genau eine Krise vorliegt, wann sie beginnt oder endet und wie sie sich empirisch messen lässt, kann bisher nicht allgemeingültig und verbindlich beantwortet werden.

Eine weitere definitorische Schwierigkeit liegt in der Doppelstruktur von Krisen. Krisen und Krisendiagnosen besitzen eine objektive und eine subjektive Dimension, ohne dass deren Kriterien als geklärt gelten könnten. Weder ist gesichert, dass es für alle Krisenkonstellationen allgemeine objektive Kriterien gibt. Noch können wir mit Gewissheit festhalten, dass für bestimmte Krisen nur subjektive Kriterien existieren, Krisen mitunter also reine Wahrnehmungs- und Interpretationssache sind. Habermas etwa vertritt die Ansicht, dass erst von Krisen gesprochen werden könne, »wenn die Gesellschaftsmitglieder Strukturwandlungen als bestandskritisch erfahren und ihre soziale Identität bedroht fühlen« (1973b: 12), also wenn die Gesellschaftsmitglieder eine Entwicklung auch als krisenhaft wahrnehmen. Neben

den erforderlichen objektiven Kriterien für eine Krise muss daher auch die Frage der Deutungshoheit geklärt werden.

Eine einheitliche und allseits akzeptierte Definition des in Wissenschaft und Alltag inflationär verwendeten Krisenbegriffs, eine Definition also, die für alle denkbaren Krisenphänomene gültig ist und zudem noch für alle potenziellen Konstellationen die Krise von der Normalität abgrenzt und kritische Schwellenwerte für den Umschlag in krisenhafte Entwicklungen benennt, gibt es, wie gesagt, nicht. Ein solche Definition wird sich vermutlich auch nicht formulieren lassen. Dennoch können zumindest Merkmale benannt werden, die charakteristisch für nahezu alle Arten und Formen von Krisen sind.

## 5. Konturen eines soziologischen Krisenbegriffs

Wie oben angedeutet, beziehen sich Krisen immer auf die nicht-intendierte Abweichung von der Normalität. Es handelt sich bei Krisen insofern immer um eine relationale Kategorie, die die Negation von einer als normal identifizierten Referenz bezeichnet. Nur so, als relationale Kategorie lässt sich der Krisenbegriff analytisch sinnvoll verwenden.

Darüber hinaus lassen sich Krisen grundsätzlich als sich zuspitzende Entscheidungsphasen mit prinzipiell offenem Ausgang fassen. Als Resultat vorangegangener Ereignisse und als Vorstadium zukünftiger Entwicklungen sind sie sowohl Entwicklungsprodukt als auch Entwicklungsproduzent und determinieren den weiteren Verlauf des in die Krise geratenen Phänomens. In Krisen gibt es keinen Automatismus, Determinismus oder Teleologismus. Die gesellschaftlichen Folgen einer Krise sind immer Ergebnis von Entscheidungen vor dem Hintergrund struktureller Voraussetzungen und konkreter politischer und gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse.

Diese Phasen der Zuspitzung sind als Krise dramatisch, weil die Gesellschaft, ein gesellschaftlicher Zusammenhang oder ein Organismus an die Grenzen der Funktionsfähigkeit, der Identität oder gar des Bestandes gerät. Dabei wohnt Krisen eine spezifische Eigenlogik und Eigendynamik inne, sodass sie sich in gewissem Umfang der Kontrolle und Steuerung entziehen. Krisen und die Auswirkungen von Krisen lassen sich niemals vollumfänglich beherrschen, da es sich um Prozesse handelt, die nicht mehr im ursprüng-

lichen Bearbeitungsmodus bewältigt werden können. Sie offenbaren Fehlentwicklungen, sodass bisherige Routinen und Regeln, gewohnte Handlungsformen, Denkweisen, Strukturmuster und Ordnungssysteme zur Disposition stehen, und eröffnen Kritik-, Interventions- und Gestaltungsoptionen.

Da ihr Ausgang prinzipiell offen ist, produzieren Krisen systematisch ein Moment der Unklarheit, Unsicherheit und Ungewissheit und verweisen auf eine kontingente Zukunft. Antonio Gramsci bezeichnete Krisen bereits vor fast 100 Jahren als »Interregnum«, also als Zwischenzeit, in der »das Alte stirbt und das Neue nicht zur Welt kommen kann« (1991: 354).

Fasst man die Krise als Zäsur mit offenem Ausgang, folgt daraus, dass die Konsequenzen prinzipiell positiv wie negativ sein können. Dies zieht einerseits häufig die Betrachtung von Krisen als Chance nach sich, nicht zuletzt weil es in Krisen immer auch Profiteure und Gewinner gibt. Krisen können enormes transformatorisches und emanzipatorisches Potenzial haben, sie können neue Verhältnisse und Strukturen, Denkweisen und Wertvorstellungen, Handlungsmuster und Praxisformen hervorbringen. Andererseits werden mit dem Krisenbegriff kritische, desintegrative, gefährliche und problematische, mithin pathologische oder anomische Ereignisse und Veränderungen gefasst. Neutral formuliert führen Krisen zu Entwicklungen, von denen ungewiss ist, ob sie sich ohne Krise vollziehen würden oder vollzogen hätten. Dies trifft auf einen möglichen fundamentalen Wandel oder abrupten Trendwechsel ebenso zu wie auf ein schlichtes Weiter-So, ein *business as usual* (Steg 2019).

Um den Krisenbegriff als soziologische bzw. sozialwissenschaftliche Analysekatgorie adäquat verwenden zu können, muss über diese allgemeinen Merkmale hinaus an einem wissenschaftlich-analytischen Begriff festgehalten werden, der nicht für individuelle und psychologische, sondern ausschließlich für gesamtgesellschaftlich relevante Phänomene aussagekräftig ist. Krise soll mithin als genuin politischer Begriff und als gesellschaftstheoretische Kategorie verstanden und gebraucht werden, und zwar in dem Sinn, dass sie sich auf die Gesellschaft und die gesellschaftliche Entwicklung bezieht. Darüber hinaus soll der soziologische Krisenbegriff ausschließlich für gravierende Abweichungen von der Normalität und für kritische, potenziell bestandsgefährdende Phasen reserviert sein, in denen sich der weitere Entwicklungsverlauf der Gesellschaft entscheidet. Der analytisch-kritische Gehalt des Krisenbegriffs lässt sich nur bewahren, wenn er nicht einer alltagssprachlichen Beliebigkeit anheimgestellt wird. Darum ist darauf

zu insistieren: Krisen bezeichnen Phasen, in denen die Struktur, die Funktionsfähigkeit oder der Bestand eines sozialen Systems, eines sozialen Organismus oder eines gesellschaftlichen Zusammenhangs gefährdet sind.

Krisen im soziologischen Sinn sind grundsätzlich politisch umkämpfte Prozesse. Sie werden immer politisiert und politisch instrumentalisiert. In jeder Krisenkonstellation gibt es verschiedene gesellschaftliche Kräfte und Akteure, die unterschiedliche Interessen in Bezug auf die Krisendiagnose und die daraus resultierenden Therapien besitzen. Darum sind Krisenanalysen auch so häufig Gegenstand von kontroversen und konfliktiven Auseinandersetzungen: Art, Erscheinungsform, Ursachen sowie potenzielle Auswirkungen von Krisen unterliegen verschiedenen Deutungs- und Interpretationsmustern und insbesondere die Ansätze zur Lösung der Krisen sind für gewöhnlich umstritten. Krisen und Krisenanalysen beinhalten insofern stets auch einen Kampf um Hegemonie, in dem es darum geht, ein Narrativ durchzusetzen und die Deutungshoheit über die Krise, also über Krisendiagnose, Krisenursachen und insbesondere Krisenbewältigungsstrategien zu erlangen.

Zusammengefasst: Ein adäquater sozialwissenschaftlicher Krisenbegriff sollte die systemisch-strukturelle Dimension von Krisen hervorheben und auf diejenigen Mechanismen, Bedingungen und Handlungen abheben, die Krisen überhaupt erst erzeugen und durch die das Entstehen von Krisen erklärt werden kann. Krisen sind aufgrund der strukturellen Krisenhaftigkeit moderner kapitalistischer Gesellschaften wiederkehrende Phänomene. Ein systemisch-struktureller Krisenbegriff berücksichtigt diese Unabschließbarkeit und Unaufhebbarkeit von Krisen und konzentriert sich auf die übergeordnete Ebene der ereigniserzeugenden Entwicklungsdynamiken, die systematisch Krisen produzieren. Ein solcher Begriff fasst Krisen als »Prozesse, die die »Grammatik« sozialer Prozesse verletzen« (Offe 1973: 199). Insofern müssen der politische Charakter und die politische Dimension von Krisen berücksichtigt werden, also der politisch-gesellschaftliche Umgang mit Krisen und deren Folgen, das Krisenmanagement, die politische Instrumentalisierung der Krise, die Krisendiskurse und die hegemonialen Konflikte in Krisenzeiten.

Darüber hinaus darf die historisch-spezifische Dimension von Krisen nicht vernachlässigt werden. Zwar teilen alle Krisen bestimmte strukturelle Merkmale und Muster, aber dennoch ist jede Krise spezifisch und singulär. Krisen haben stets einen allgemeinen und einen besonderen Charakter, eine

angemessene Krisenanalyse muss diesem doppelten Charakter der Systematik und Spezifik von Krisen Rechnung tragen. Daher muss jede einzelne Krise in ihrem speziellen historischen Kontext betrachtet und empirisch-konkret auf ihre tatsächlichen Ursachen, Auslöser und Entstehungsbedingungen, auf ihren Verlauf, auf die jeweiligen Reaktionen und Bearbeitungsstrategien sowie auf die besonderen Folgen hin untersucht werden.

## 6. Die Soziologie als Krisenwissenschaft

Für Habermas war Krise ein soziologisches Schlüsselkonzept, um Gesellschaften und ihre Entwicklung begreifen und beschreiben zu können. Habermas' Analyse der zeitgenössischen systemspezifischen Krisentendenzen im Spätkapitalismus ist zwar gewiss nicht umstandslos auf die heutigen Krisentendenzen übertragbar, denn was 1973 mit Krise verbunden wurde, unterscheidet sich von dem, was 2009 mit Krise beschrieben wurde. Und die Krisenassoziation von 2009 differiert von dem, was 2015 als Krise galt, was sich wiederum von dem unterscheidet, was 2020 unter dem Begriff Krise verhandelt wird.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie: Entgegen der durch das »Wirtschaftswunder« geprägten Ansicht, dass Krisen der Vergangenheit angehört oder mindestens beherrschbar und kontinuierliches Wachstum und Wohlstandssteigerung der Normalfall seien, musste Habermas vor fast 50 Jahren darauf hinweisen, dass die gesellschaftliche Entwicklung auch im sozialstaatlich regulierten Kapitalismus krisenhaft verläuft und Krisen weiterhin gesellschaftsprägende und gesellschaftsstrukturierende Phänomene darstellen. Heute muss der Krisenbegriff, gerade weil er für alles und jedes verwendet wird, gegen seine Profanisierung und Bagatellisierung als immer passende Allerweltskategorie verteidigt werden.

Der krisentheoretische Zugang und die von Habermas aufgeworfene Frage aber sind unverändert von Aktualität, Brisanz und Relevanz. »Was heißt heute Krise?« ist eine Frage, die – gerade von der Krisenwissenschaft Soziologie – immer wieder aufs Neue gestellt und beantwortet werden muss. Aktuell wird mit Krise natürlich Corona assoziiert. Die Corona-Pandemie verdeutlicht nicht nur, dass Krisen weiterhin gesellschaftlich relevante Phänomene sind, sie zeigt auch die Notwendigkeit einer Wissenschaft, die sich auf theoretisch und empirisch fundierte Weise mit Krisen, Krisenanalysen,

Krisendynamiken und Krisenfolgen beschäftigt. Die Corona-Pandemie hat mit aller Gewalt praktische und theoretische Fragen auf die Agenda gebracht, die das wissenschaftliche Selbstverständnis der Soziologie berühren: Was zeichnet Krisen aus, wie entstehen Krisen und welche gesellschaftlichen, ökonomischen, politischen, psychologischen und gesundheitlichen Folgen haben sie? Inwieweit lernen Menschen und Gesellschaften aus Krisen? Wie ist in Krisen zu handeln? Warum sind in Krisenzeiten reaktiv bestimmte Maßnahmen möglich, aber nicht präventiv zur Krisenvermeidung? Hoffentlich nicht nur in Corona-Zeiten<sup>5</sup> rückt die Soziologie diese Fragen erneut ins Zentrum der Forschung und übt ihre Rolle als kritisch intervenierende Krisenwissenschaft aus.

## Literatur

- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bonß, W. 1995: Vom Risiko. Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Dörre, K. 2015: Über Ulrich Beck hinaus. Öffentliche Soziologie und die Suche nach der besseren Gesellschaft. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 60. Jg., Heft 7, 89–100.
- Gramsci, A. 1991: Gefängnishefte. Band 2, 2. und 3. Heft. Hamburg, Berlin: Argument.
- Grunwald, H., Pfister, M. 2007: Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien. In H. Grunwald, M. Pfister (Hg.), *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*. München: Wilhelm Fink, 7–20.
- Habermas, J. 1973a: Was heißt heute Krise? Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. *Merkur*, 27. Jg., Heft 300, 345–364.
- Habermas, J. 1973b: Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. 1976: Was heißt heute Krise? Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. In J. Habermas, *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 304–328.
- Koselleck, R. 1982: Krise. In O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Band 3. Stuttgart: Klett-Cotta, 617–650.

---

<sup>5</sup> Vgl. zum Beispiel die Initiative von Jo Reichertz (2020) und die rasch wachsende Zahl an soziologischen Beiträgen in den Medien unter <https://soziologie.de/aktuell/soziologie-in-der-presse/corona-krise>.

- Koselleck, R. 2006: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. 1991a: Am Ende der kritischen Soziologie. *Zeitschrift für Soziologie*, 20. Jg., Heft 2, 147–152.
- Luhmann, N. 1991b: *Soziologie des Risikos*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Merkel, W. 2015: Schluss: Ist die Krise der Demokratie eine Erfindung? In W. Merkel (Hg.), *Demokratie und Krise. Zum schwierigen Verhältnis von Theorie und Empirie*. Wiesbaden: Springer VS, 473–498.
- Nassehi, A. 2012: Der Ausnahmezustand als Normalfall. *Modernität als Krise*. Kursbuch 170, 34–49.
- Nünning, A. 2013: Krise als Erzählung und Metapher. Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie von Krisen. In C. Meyer, K. Patzel-Mattern, G.J. Schenk (Hg.), *Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Stuttgart: Franz Steiner, 117–144.
- Offe, C. 1973: »Krisen des Krisenmanagement«: Elemente einer politischen Krisentheorie. In M. Jänicke (Hg.), *Herrschaft und Krise. Beiträge zur politikwissenschaftlichen Krisenforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 197–223.
- Offe, C. 2006: *Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Aufsätze zur politischen Soziologie. Veränderte Neuausgabe herausgegeben und eingeleitet von J. Borchert und S. Lessenich. Mit einem Vor- und Nachwort von C. Offe*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Preunkert, J. 2011: Die Krise in der Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 40. Jg., Heft 4, 432–442.
- Prisching, M. 1986: *Krisen. Eine soziologische Untersuchung*. Wien, Köln, Graz: Böhlau.
- Reckwitz, A. 2018: *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. 5. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, A. 2020: Verblendet vom Augenblick. *DIE ZEIT*, Nr. 25, 10. Juni 2020, 45.
- Reichert, J. 2020: DGS-Blog: Corona und die Krise der sozialwissenschaftlichen Forschung. *SOZIOLOGIE*, 49. Jg., Heft 3, 336–339.
- Repplinger, R. 1999: *August Comte und die Entstehung der Soziologie aus dem Geist der Krise*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Ricœur, P. 1986: Ist »die Krise« ein spezifisch modernes Phänomen? In K. Michalsky (Hg.), *Über die Krise. Castelgandolfo-Gespräche 1985*. Stuttgart: Klett-Cora, 38–63.
- Schulze, G. 2011: *Krisen. Das Alarmdilemma*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Steg, J. 2019: *Krisen des Kapitalismus. Eine historisch-soziologische Analyse*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Steg, J. 2020: Normale Anomalie. Die Coronakrise als Zäsur und Chance. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 65. Jg., Heft 6, 71–79.
- Steil, A. 1993: *Krisensemantik. Wissenssoziologische Untersuchungen zu einem Topos moderner Zeiterfahrung*. Opladen: Leske und Budrich.